Der Polizist hielt die Unterhaltung aufrecht und redete eifrig mit dem Wirt. Plötzlich durchsuchte er seine Taschen.

„Potztausend," sagte er, „ich habe keine Zigaretten mehr . . . Führen Sie „Nazir"?"

„Zu dienen, mein Herr!"

„Geben Sie mir eine Schachtel."

Der Mann war voller Zuvorkommenheit gegen den Kunden.

„Sie verkaufen diese Marke wohl nicht oft?" sagte Larsen leichthin und zündete sich eine Zigarette an.

„Nein, wirklich nicht, die Alten rauchen hier ihre Pfeife und die Jungen schlechte Zigarren. Aber vorgestern haben wir dennoch eine Schachtel „Nazir" verkauft."

„Wirklich?"

„Ja, an einen Bummler, der gerade vom Militärdienst zurückgekommen war. Er ist in der Residenz gewesen, und da kriegt man gewisse feine Gewohnheiten. Und nun wohnt er bei seinen alten, ordentlichen Eltern, aber ich wette, daß er nicht lange hier bleiben wird. Den ganzen Tag sitzt er im Wirtshaus „Zum goldenen Hahn", das kann kein gutes Ende nehmen."

Nachmittags ging Larsen zum „Goldenen Hahn", dem besten Wirtshaus im Dorf.

Rings um den Tisch saßen rauchende, sprechende, trinkende Leute. Der Polizist übersah die Versammlung mit einem Blick und setzte sich dann zu zwei Männern, die Karten spielten.

Er nippte ab und zu an seinem Glase und beobachtete dabei scharf den einen Spieler, einen kleinen, schlanken Menschen, der aber ganz gut aussah, nur im Blick hatte er etwas Unstetes, das gerade nicht sehr vertrauenerweckend war.

Die beiden schienen den Hinzugekommenen gar nicht bemerkt zu haben, so sehr waren sie in ihr Spiel vertieft.

„Noch eine Runde," sagte der eine, „dann hör' ich auf. . . . Um vier Uhr muß ich zu Hause sein."

Bald saß der Polizist allein mit dem, den er beobachtet hatte.

„Wollen Sie das Spiel mit mir fortsetzen?"

„Gern," sagte der andere mißtrauisch. Sie bestellten von neuem Grog und unterhielten sich zwischen den einzelnen Touren auf das harmloseste, doch Larsen war nicht sehr bei der Sache und verlor beständig.

Mitten im Spiel durchsuchte er unruhig seine Taschen.

„Was suchen Sie? Haben Sie etwas verloren?"

„Nein, ich glaubte, daß ich Zigaretten bei mir hätte, aber ich habe mich geirrt. . . . Das tut nichts. . . ." Mit diesen Worten beobachtete er unauffällig sein Gegenüber, der eine kleine Schachtel „Nazir" aus der Tasche zog und ihm reichte.

„Sehr freundlich von Ihnen," sagte er und blickte auf. . . . Oh, Sie rauchen türkische Zigaretten?"

„Ja, ich liebe nur leichten Tabak," erwiderte der andere ungeniert.

Larsen nahm eine Zigarette und tat ein paar Züge.

Das Spiel wurde immer eifriger fortgesetzt. Der duftende Rauch erfüllte den Raum und bildete gleichsam einen hellen Schleier, hinter dem Larsen das Gesicht seines Partners unentwegt zu erforschen suchte.

Dieser hingegen richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das Spiel und achtete kaum auf Larsens Bemerkungen.

„Ist es Ihnen nie aufgefallen," fragte der Polizist plötzlich, mit einem Hinweis auf den Aschbecher, „daß die Asche von hellem Tabak viel feiner und heller ist als von gewöhnlichem?"

„Nein, wirklich, das habe ich nie beobachtet," antwortete der andere erstaunt.

„Ja, ja, das ist bei mir etwas anderes. . . . Es kann zum Beispiel sehr wichtig sein, ob . . ."

„Wirklich! Das verstehe ich nicht. . . ."

„Passen Sie mal auf," sagte der Polizist.

Er holte aus der Tasche das kleine Papier heraus, in dem sich die Asche aus Vater Martens' Stube befand.

„Ich irre mich wohl nicht; meinen Sie nicht auch, daß dies ebensolche Asche ist wie die von Ihrem „Nazir"? . . . Dies genügt mir nur zu konstatieren, daß Vater Martens' Mörder . . ."

Hier machte er eine kleine Pause und bemerkte das totenbleiche Gesicht des jungen Menschen.

Er erhob sich, streckte feierlich den Arm aus und vollendete seinen Satz: „vor mir sitzt."

Seine große Hand fiel schwer auf die Schulter des Verbrechers, der sich durch sein Benehmen immer mehr und mehr verriet. Und mit Stentorstimme rief er ihm zu:

„Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet!"

Buntes Allerlei

Was junge Mädchen in New-York nicht tun sollen.

Der Kreuzzug gegen den „Weißen Sklavenhandel", der in Amerika jetzt mit besonderem Eifer geführt wird, hat erstaunliche Enthüllungen über die Ausdehnung des Mädchenhandels in New-York gezeitigt und die raffinierten Methoden ans Licht gebracht, mit denen die Opfer gefangen werden. Um den jungen Mädchen nun einzuprägen, was sie nicht tun dürfen, haben mehrere humanitäre Gesellschaften von New-York ein Warnungsblatt ausgearbeitet, das auf allen Eisenbahnstationen und in allen Straßenbahnwagen in auffälliger Weise angebracht werden soll. Unter den zahlreichen „Verboten", die auf dieser Tafel ausgesprochen sind, befinden sich auch folgende: „Mädchen sollen niemals stehen bleiben, um einer Frau zu helfen, die augenscheinlich zu ihren Füßen auf der Straße in Ohnmacht fällt; sie sollen sich vielmehr sofort an einen Polizisten wenden, damit er die nötige Hilfeleistung besorge. — Mädchen sollen niemals einer Einladung zum Besuche einer Sonntagsschule oder Bibelstunde Folge leisten, die sie von Fremden erhalten, selbst wenn die Fremden als fromme Schwestern oder Nonnen gekleidet sind, ja selbst wenn sie das Gewand von Geistlichen tragen . . . Mädchen sollen niemals eine Fremde begleiten, selbst wenn die Fremde als Krankenschwester gekleidet ist; sie sollen niemals Geschichten glauben, wenn ihnen Leute, die sie nicht genau kennen, erzählen, ihre nächsten Verwandten hätten einen plötzlichen Unfall erlitten; denn das ist einer der gewöhnlichsten Tricks der Frauenverkäufer. — Mädchen sollen niemals Schokolade oder Nahrung irgendwelcher Art annehmen, noch Blumen riechen, die ihnen von Fremden angeboten werden; sie sollen auch nicht Parfüm oder Süßigkeiten von fliegenden Händlern vor ihrer Tür kaufen, da all diese Dinge Betäubungsmittel enthalten können."

Der Krieg gegen den Kuß

ist nicht, wie man allgemein annimmt, amerikanischen Ursprungs; in Italien wurden schon zurzeit der Renaissance Männer, die einer Frau einen Kuß raubten oder zu rauben versuchten, aufs strengste bestraft; die Strafe stand in umgekehrtem Verhältnis zum Alter der geküßten Frau und stieg bis zu 500 Lire und etlichen Jahren Gefängnis. In Florenz wurde im Jahre 1525 ein geraubter Kuß mit einem Jahr Aufenthalt in grausigen Geheimzellen bezahlt. Unter Benedikt XIII. wurde sogar einmal ein Mann wegen eines gestohlenen Kusses hingerichtet. Nur daß man damals den Kuß aus Gründen der Sittlichkeit bestrafte, während er heutzutage in Amerika aus hygienischen Gründen verpönt ist, da er die Ursache selbst tödlicher Krankheiten sein kann.

Die tapfere Telephonistin.

Die furchtbare Sturmkatastrophe, die Amerika heimgesucht hat, brachte in Kolumbus in Ohio einer jungen Telephonistin, die in Dayton angestellt war, die Gelegenheit zu einem Beweise ungewöhnlicher Tapferkeit. Das dem Sturme folgende Hochwasser war hereingebrochen, hatte die ganze Stadt überschwemmt, die Häuser stürzten ein, die Bevölkerung floh oder rettete sich auf die Dächer. Das Personal des Telephonamtes hatte die Flucht ergriffen: nur die eine junge Telephonistin blieb zurück und wich nicht, bis sie dem Gouverneur von Ohio telephonisch Nachricht von der Katastrophe und die Bitte um eine schleunige Hilfsaktion übermittelt hatte. Während sie noch sprach, sah sie gegenüber das mächtige Leonard Building einstürzen, mitsamt den Hunderten von Menschen, die auf dem Dache Rettung gesucht hatten. Sie konnte melden, daß eine ganze Reihe von Häusern in der Nachbarschaft eingestürzt und weggeschwemmt seien; erst dann verließ sie als letzte das in seinen Grundfesten wankende Haus.

Humoristisches

Auf dem grünen Rasen. „Der schwarze Hengst ist ein Prachtkerl!" — „Aber der Jockei ist ein Nilpferd!"

Daher der Name. „Wo sind Sie denn so lange gewesen?" — „Ich war auf einer Geschäftsreise in England, hauptsächlich in Brikkol." — „Ach, das ist doch die Stadt, die hauptsächlich aus Hotels besteht." (Aus „Lustige Blätter.")

Instruktion. Bettelljunge: „Bala, d' Muatta läßt frag'n, ob Y' heut blind is oder lahm?" (Aus „Simplizissimus.")

Protest. „Wollen Sie nicht heiraten, Herr Baron? Ihre Frau Schwester ist Ihnen doch mit gutem Beispiel vorangegangen?" — „O bitte sehr, meine Gnädige, die hat aus Liebe geheiratet!"

Glücksfall. „Ist der Weg auf die Girglalm markiert?" — „Markiert ist er net; aber heut haun S' Glück, wenn S' da 'nauf wollen. Gestern war Abtrieb vom Vieh, da dürfen S' nur den Kuhfladen nachgehen!"

Streng gerecht. Gast: „Kellner, werden die Beschwerden über das Essen auch geprüft?" — „Selbstverständlich! Entweder fliegt die Köchin 'naus . . . oder Sie!"

Anzüglich. Münchener (zu einem Fremden, der schon lange im Hofbräuhaus sitzt und immer von Zeit zu Zeit am Kruge nippt): „Sie hat, scheint's, Ihr Doktor ins Hofbräuhaus g'schickt." — „Wieso?" — „Weil S' alle Stund' an Löffel voll einnehmen!"

Die richtige Laune. „Diese Nacht, als ich nach Hause kam, bin ich aufs Kontor gegangen und habe noch ein Dutzend Mahnbriefe geschrieben!" — „War denn das so eilig?" — „Das weniger! Aber ich war gerade in der richtigen Stimmung; ich hatte zwei Mark im Skat verloren!"

(Aus „Meggendorfer Blätter".)

Nr. 74 • Sonntag — Tägliches — 30. März 1913

Unterhaltungs-Blatt

der Berliner Volks-Zeitung

Matthias Tedebus, der Wandersmann.

Roman

[32. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.

Ottomar Enking.

Alle Arbeit, die Matthias an dieser Frau geleistet hatte, alle Liebe, die er auf sie häufte, selbst das Mutterbewußtsein, das sie ihm verdankte: nichts war genug gewesen, um ihm Finens Herz zu eigen zu machen.

Konnte er sich einer Versäumnis anklagen? Er sagte nein. Mit tausendfältiger Zartheit hatte er um sie geworben, war beglückt gewesen von jedem sachten Streicheln ihrer Hand, er hatte sie, ins ernste Alter tretend, zu seiner echten Lebenskameradin erhoben, wie er es für würdig erachtete, und so hatte er denn geglaubt, daß er sie aus der trüben, wolkenbedeckten Luft, worin sie seit Jugendtagen atmete, erlöste und erlöste auch für ihr ganzes Dasein von jenem ihm unverständlichen Schlaffen, das sie an sich hatte, solange dieser . . . Mensch als Bräutigam in ihr Haus kam.

Er, Matthias, stand diesem Weibe gegenüber redlich rein da. Und dafür entehrte sie ihn, so daß er sich schämen mußte, selbst hier auf freiem Felde im Dunkeln zu gehen, denn wenn er auch keine Leute traf, die Sterne sahen ihn doch und blinkerten auf seine Schande herab.

Die Sterne! Matthias richtete scheu den Blick empor. Sie waren ja das Sinnbild der Ewigkeit, Augen des Höchsten.

Und alles, was da geschah in dieser Welt, Gutes und Böses, Gerechtes und Ungerechtes, es kam aus der Vaterhand dort oben.

Was sie dem Menschenherzen auferlegte, das mußte es tragen, tragen in dem fröhlichen, unzerstörbaren Glauben, daß jedem nur so viel Bürde zuteil wurde, als es auch aushalten konnte.

Vaterhand . . . Vaterfügung . . . selbst das Schlimmste.

Mancherlei hatte Matthias Tedebus schon erfahren. War sein Dasein äußerlich bisher auch ohne große Bewegungen verlaufen: er hatte doch vor Entscheidungen gestanden, wo es sich darum handelte, ob er noch ein durchaus ehrenhafter Mann bleiben werde, oder ob er nachgäbe und auch so würde wie die meisten anderen, so, wie es nach gemeiner Ansicht der Welt Lauf verlangte. Er hatte auch unedle Regungen in sich verspürt, ja, es war sogar vorgekommen, daß er wohl einmal einem Menschen weniger Vorteilhaftes wünschte, um selber einen Vorteil davon zu haben. Er hatte seine Kämpfe zu bestehen gehabt mit Begierden und dumpfen Dingen, vor denen ihm graute — er hatte endlich auch dulden und sich fassen gelernt, wenn ihm jemand mit offenbarer Kränkung kam.

Für alles war ihm der Spruch bis jetzt gut gewesen: Es ist mir lieb, daß du mich gedemütigt hast, daß ich deine Rechte lerne.

Aber, was er bis zur Stunde erfahren hatte, das lag völlig ausgelöscht hinter ihm, das kannte er jetzt so wenig mehr, wie er etwa einen Wald kannte, durch den er ein einziges Mal bei Nacht und Nebel gepilgert war. Nur das eine sah er: das Haupt seiner Frau dicht bei jenem Menschen und die Hand jenes Menschen um die Schulter seiner Frau.

Nun kam es darauf an: konnte er nach dieser schlimmsten aller Demütigungen jetzt zu den Sternen da oben, zu den Vateraugen, die ihn da — so sagt man ja wohl — so mildig und tröstlich anschauten — konnte er da hinaufrufen, selbst unter dem Drucke des Leides: „Es ist mir lieb?"

Da blieb Matthias plötzlich stehen und stampfte mit dem Fuße auf: Nein! Und millionenmal nein!

Das war der Augenblick, wo dieser fünfunddreißigjährige Mann mit seinem Kinderglauben brach.

Eine Vaterhand sollte er darin erkennen, daß ihn sein Weib schmachvoll herabwürdigte und in seiner Mannesehre beschimpfte?

Lieb sollte es ihm sein?

Die Rechte Gottes sollte er daran lernen?

In diesem Schmutz?

Nie!

Denn wenn er jetzt nur eine Spur nachgab, sich nur im geringsten von den Worten: Schickung und unerforschlicher Ratschluß und wie die schönen Sachen alle hießen, womit in der Kirche aufgewartet wurde — wenn er sich davon nur im geringsten verbeugte —, so war es nicht nur seine Frau, die ihn erniedrigte — nein, so war er selber es, der nichts auf sich gab, der sich unehrlich machte für Lebenszeit.

Gedemütigt war er worden . . . das weiß Gott. Aber der Teufel hole die Demut vor solchem Schlage!

Den Konfirmationsspruch konnte sein Pastor in Kappeln wiederkriegen. Matthias brauchte ihn nicht mehr.

Er war ein Mann, und wenn es wirklich von Gott kam, was er jetzt erlebte, so tat Gott . . .

Matthias wollte das Wort Sünde denken. Aber da überfiel ihn ein Schrecken.

Er sah am nächtlichen Himmel vor sich einen gewaltigen Finger warnend ausgestreckt. Sein Herz neigte sich nun doch, bei allem Mannestrotz, und war er sich eben noch im Bewußtsein seines eigenen lauteren Wandels groß und schier gottebenbürtig erschienen, so sank er nun in sich zusammen, und das Gefühl einer unsagbaren Kleinheit, Oedheit, Nichtigkeit schlich in ihn hinein und fraß an seinem Stolz.

Nur dazu, daß er sich willig demütigen ließ, zwang ihn auch dieses Gefühl nicht in die Knie.

Mochte, was da gekommen war, Fügung sein — mochte es denn in Wahrheit unerforschliche Ratschlüsse geben, vor denen man einfach schweigen mußte: einen freien Willen hatte der Mensch nach Gottes Schickung in der Brust, und es hieß diese kostbarste aller Gottesgaben elend zertreten, wenn der Mensch vor jeder Demütigung wehrlos und stumpf in Ergebung verfiel: Es ist mir lieb . . . daß ich deine Rechte lerne . . . .

Lieb? — Nein, Gott! Und bis zum letzten Atemzuge, bis in die Ewigkeit hinein: Nein!

So war es Matthias Tedebus, als habe er bis dahin nur von Gott geträumt, von einem allmächtigen Wesen, das unendlich gütig auf die Welt herniederblickte, und von dem man nur mit Inbrunst reden konnte: „Er weiß, daß dir alle Dinge zum Besten dienen."

Jetzt aber dünkte es dem Buchbinder, war er auf einmal vom Schlafen ins Wachen geriffen worden und schaute Gott, wie er richtig war: in seiner Allmächtigkeit, schaffend, die ganze Welt nach einem geheimen und sicherlich weisen Plane regierend, aber dem einzelnen Geschöpfe gegenüber, wenn es auch noch so streng nach den Forderungen des Gewissens lebte: war Gott da nicht vielleicht mitleidslos und stark?

Also setzte sich Matthias zuerst mit seinem Herrgott auseinander, zu dem er vor dieser Stunde immer mit einem einfältigen und schlichten Vertrauen gebetet hatte, und den er auch jetzt nicht verlor, dessen Allgütigkeit und Gerechtigkeit aber verzerrt, als sähe er sie durch ein Glas voller Schlieren, vor ihm standen.

Und dann, als er mit seinem Herrgott soweit ins Reine gelangt war, wie er es nur vermochte, da wandte Matthias seine Gedanken wieder nach der Frau hin, die ihm — ob aus freiem Willen, ob als Werkzeug einer dunkeln Macht, was ging es ihn an? — diese glaubenverstörenden Zweifel ins Herz geworfen hatte.

Fine . . . seine Frau . . . von einem anderen umarmt.

Matthias war über das, was er da hatte sehen und entdecken müssen, nicht eigentlich erschrocken.

Er spürte auch nun auf seinem immer weiter ausgedehnten Wege durch die Felder noch keinen Zorn gegen Fine. Sondern was da in seiner alten Junggesellenstube geschehen war, das war für Matthias etwas von dem völlig Unbegreiflichen, über das es sich gar nicht lohnt nachzugrübeln, weil man von vornherein weiß, daß man die Lösung doch nicht findet.